

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 2.

Donnerstag, am 8. Juli.

1852.

Die Königin Victoria.

Novelle in zwei Theilen

von

Gustav Bernhard.

Zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Alexis war, wie wir schon früher bemerkt haben, ein vortrefflicher Pianofortespieler und außerdem besaß er auch eine große Geschicklichkeit zu porträtiren. Beide Künste übte er jedoch nur als Dilettant und seit mehreren Jahren eigentlich nur in so weit, als sie Bezug auf Victorien, den Gegenstand seiner Liebe, hatten. Ganz im Geheimen hatte er Victoria's Bild mehrmals gezeichnet und gemalt, bis ihm endlich ein Gemälde von ihr so wohl gelungen war, daß er es nun wie ein Heiligthum aufbewahrte. Was sein musikalisches Talent betraf, so spielte Alexis sowohl nach dem Gehör als auch von Noten mit ausgezeichneter Fertigkeit, allein seine größte Stärke zeigte sich in musikalischen Improvisationen. Wenn er vor dem Pianoforte saß und phantasirte, so war er ein Genie, ein Mei-

ster der Töne, der die Herzen der Zuhörer im Gebiet der Musik unwiderstehlich bezauberte. In solchen Momenten musikalischer Begeisterung würde Alexis in öffentlichen Concerten als Virtuos selbst bei dem gebildetsten und musikverständigsten Publikum gewiß glänzendes Furore gemacht haben. Aber diese Momente der Begeisterung traten bei ihm nur dann ein, wenn das Bild Victoria's lebhaft vor seiner Seele schwebte, oder noch besser, wenn er das wirkliche Gemälde der Geliebten vor seinen Augen hatte. Alexis phantasirte daher eigentlich nur an zwei Orten sehr schön, nämlich zu Hause in seinem Zimmer, wenn er allein am Pianoforte saß und das Bild Victoria's vor sich aufgestellt hatte, wo dann die Weihe der Töne mit ihrer ganzen süßen Zaubergewalt über ihn kam, oder in Victoria's Salon selbst. Schon früher im Schlosse des Generals v. Sonnenburg und nachmals im Gesellschaftsalon des Raths v. Sternberg war ein wunderschönes Oelgemälde Victoria's direct über dem Pianoforte aufgehängt. Die reizende Dame war einfach in einem weißen Gewand, auf einer Moosbank sitzend und von einem rothseidenen Shawl leicht drappirt, gemalt; eine romantische Felsenpartie bildete den dunklen Hintergrund des Gemäldes,

dessen goldener Rand von dem grünen Laube zweier in feine Porzellanröhre gestellter Epheustöcke umrankt wurde. Wenn Alexis im Gesellschaftsalon des Generals v. Sonnenburg und später des Rathes v. Sternberg veranlaßt wurde, etwas auf dem Pianoforte hören zu lassen, so brauchte er während seines Spielens nur das Gemälde der schönen Frau anzuschauen, und er war gewiß, alle anwesende Zuhörer in Entzücken zu versetzen. Von dem herrlichen Bild aus strömten ihm die musikalischen Gedanken zu und gaukelten in seine Seele hinein wie kleine beschwingte Elfen, die darin ihren lieblich verworrenen Tanz hielten. Zufolge der mannigfaltigen Grillen, an denen Oswald seit seiner unheilvollen Krankheit leider so reich geworden war, hatte dieser — vielleicht hatte ihn eine düstere Ahnung auf den Einfall gebracht — in neuester Zeit angeordnet, daß das Bild Victoria's über dem Pianoforte aus dem Gesellschaftsalon hinweggebracht und in einem andern Zimmer aufgehangen würde. Niemand, außer neuerlich vielleicht eben Oswald, hatte vorher etwas davon gewußt oder geahnt, daß die musikalische Begeisterung des jungen Doctors ihm durch die Anschauung des Bildes verliehen wurde. Mit Schmerzen bemerkte Alexis die Entfernung des Gemäldes und seitdem er es vermisse, war er in der Wohnung des Rathes von Sternberg nicht mehr zu einem musikalischen Vortrag zu bewegen.

Um das Seltnerwerden seiner Besuche nicht als gar zu auffällig erscheinen zu lassen, machte der Doctor von Pomarski eines Tages wieder einmal eine kurze Visite bei dem Rath von Sternberg, er wurde aber von der Frau Rathin ersucht, sich des Abends wieder einzufinden. Als Alexis im Gesellschaftsalon erschien, fand er darin Victorien allein. Dieselbe war heute weiß gekleidet und schien wieder einmal besondere Sorgfalt darauf verwendet zu haben, die unbeschreiblichen Reize ihrer Schönheit mit entsprechend geschmackvoller Toilette zu umgeben, was während der kummervollen Krankheit ihres Gatten und bei den üblen Nachwirkungen derselben seit längerer Zeit nicht geschehen war. Victoria hatte nicht nöthig, die Hülfe der Toilettenkunst besonders in Anspruch zu nehmen, wiewohl sie in Anwendung derselben stets den feinsten Geschmack bewies. Für die wirkliche Schönheit ist die Toilette bloß eine

beinahe unnöthige Schleppenträgerin, während sie für die Unschönheit ein prahlerisches und lügnertisches Aushängeschild ist. Nur für Frauen, die weder häßlich, noch besonders schön sind, ist eine geschmackvolle Toilette eine hülfreiche Freundin oder Dienerin von wirklichem Werth und Nutzen. — Mit einem kleinen Anflug von Verwunderung bemerkte Alexis bei seinem Eintritt in den Salon ein etwas eigenthümliches Arrangement. Das Pianoforte war ein Stück von der Wand abgerückt worden und hinter demselben befand sich ein terrassenförmiges, hölzernes Postament, welches mit herrlichen, meistentheils ausländischen Gewächsen und duftenden Blumenstöcken besetzt war. In der Mitte dieser Gewächse und Blumen auf dem obersten Terrain des Postaments, also ziemlich bis zu der Mitte der Wand erhoben, stand ein Ruhesessel, dessen Polster mit grünem Sammt überzogen waren.

„Wir haben heute das Instrument stimmen lassen, welches so lange geschwiegen hat,“ redete Victoria den Doctor Pomarski an, „und ich habe das Pianoforte ein Stück von der Wand abrücken lassen, weil ich nach akustischen Rücksichten glaube, daß dadurch der Klang des Instrumentes voller und schöner im Salon verbreitet wird. Das Plätzchen hinter dem Pianoforte, wo sonst mein Bild hing, habe ich, wie Sie sehen, anderweitig zu benutzen gewußt. Auf jenen Sessel, der freilich durch sein thronartiges Aussehen ein wenig brillirt, werde ich mich trotz dieses brillirenden Aussehens doch zuweilen niederlegen, da ich, wie Sie wissen, mich so gern im Grünen und inmitten duftender Blumen befinde.“

„Und wenn Sie sich auf dem Sessel niederlassen,“ bemerkte Alexis lächelnd, „so werden Sie als Victocia, Königin der Blumen, den Ihnen angeborenen Thron mit eben so viel Recht einnehmen, als ihre Frau Collegin und Namensschwester, Victoria, die Königin von England, einst ihren Thron in Besitz genommen hat.“

„Deuten Sie immerhin dies aus, wie Sie wollen, man ist an dergleichen Scherze von Ihnen gewöhnt,“ sprach Victoria wieder. „Aber heute, Herr Doctor, werden Sie zuverlässig uns, wenigstens vorläufig jetzt mir, wieder einmal den langentbehrten Genuß gönnen und auf dem neugestimmten Instrument etwas vortragen.“

Alexis zuckte leicht mit den Achseln und wendete nicht geringe Mühe auf, um verschiedene, allerdings keinesweges stichhaltige Vorwände zu erfinden und auszusprechen, um die an ihn von der Rätthin gestellte Aufforderung abzulehnen, was er seit einiger Zeit, wie wir wissen, schon öfter gethan hatte. Allein diesmal ließ sich Victoria nicht wieder zurückweisen. Sie bestand mit solcher Consequenz auf ihrem Anliegen, daß Alexis, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, als eigensinnig und unedelicat zu erscheinen, sich endlich genöthigt sah, den Bitten der Rätthin nachzugeben. Er öffnete das Instrument, setzte sich und begann zu spielen, während Victoria hinter ihm stand und ihm zuhörte.

Aber was er jetzt vortrug, erschien gegen die musikalischen Phantasien, die er früher hatte hören lassen, beinahe nur als ein unbedeutendes Geklirper. Alexis fühlte auch sehr bald seine gegenwärtige Impotenz, er ließ mißmuthig die Hände sinken, stand auf und unwillkürlich entfuhr ihm die Frage: „gnädige Frau, warum haben Sie denn eigentlich Ihr Bild aus dem Salon entfernen lassen?“

„Mein Gemal hat es gewünscht, daß das Bild in ein andres Zimmer gebracht würde,“ antwortete Victoria einhüblig, ohne den Worten eine Erklärung beizufügen. Sie sagte überhaupt nichts weiter, sondern ergriff einen rothseidenen Shawl, drappirte denselben mit leichter Grazie um ihr weißes Kleid und stieg in das hinter dem Pianoforte befindliche Blumenboscet hinauf, wo sie sich auf dem Sessel niederließ. Sie wählte eine etwas malerische Stellung, ungefähr dieselbe, in der sie auf ihrem Gemälde dargestellt war. Dies Alles that sie wie man wahrscheinlich errathen wird, mit Absicht, aber mit dem unbeschreiblich zarten Geschick einer feinen Welt-dame wußte sie es so zu thun, daß Alles unabsichtlich und zufällig erschien. Eine kleine Weile saß Victoria stumm und unbeweglich zwischen den Blumen und ließ einen schwärmerisch melancholischen Blick auf Alexis ruhn. Dann sprach sie leise: „spielen Sie, Alexis; Musik wird mir wohlthun.“ Sie hatte dies mit einem so sanften, wehmüthig zarten und weichen Schmelz der Stimme gesagt, daß Alexis bei dem Klang dieser wenigen, leise ausgesprochenen Worte sich wie von einem süßen electrischen Schlag berührt fühlte. Unverzüglich setzte er

sich zum zweitenmale an das Pianoforte und spielte, und was er nunmehr spielte, war die tiefgefühlteste Poesie in Tönen, es waren die süßesten improvisirten Liebeslieder ohne Worte. Die Flut musikalischer Begeisterung schwoll hoch auf in Alexis Seele und sein Herz tauchte wie ein Perlenfischer unter in den harmonisch brausenden Wellen. Er verlor sich in ein Biumengefilde von Melodien, in ein üppiges Paradies, über welchem ein Gewitter voll Rosenblüthe und posaunen- und paukenartig hallender Donner schwebte. Stürmisch und unerschöpflich brandeten die musikalischen Phantasien in melodischen Accorden, denn Alexis schaute zu Victorien auf und diesmal hatte er nicht bloß ihr Gemälde, sondern das Original vor sich. Er hatte noch nie so schön gespielt und wußte es selbst nicht, welche Fülle von süßen Tönen er unter seinen Fingern, den Beherrschern der Tasten, hervorzauberte, nur das wußte er, daß er sich in den jetzigen Augenblicken wie von Engelsfittigen emporgehoben und un-nennbar selig fühlte.

Victoria stand endlich auf; sie vermochte es nicht länger zu ertragen, denn sie war überwältigt von der Macht dieser Töne und in Thränen aufgelöst. Sie stieg aus dem Boscet herunter und wendete sich ab, um ihre Thränen zu trocknen. Einige Minuten sprach sie kein Wort, aber sie wußte nunmehr bestimmt, daß sie von Alexis geliebt werde. Der Letztere ließ die Musik schweigen und erholte sich allmählich von der angreifenden Erregung seines Gemüthszustandes; dann versuchte er, von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Victoria hatte mechanisch ein kleines Buch ergriffen, das sie zerstreut aufblättert, wieder zumachte und in den Händen herumdrehte; das Buch entglitt ihr und fiel zu Boden. Alexis erhob sich, um das heruntergefallene Buch aufzuheben, und mit der gewandten Bewegung eines jungen Weltmannes, der im Begriff steht, einen Dienst gewöhnlicher Galanterie zu leisten, hatte er sich während des Niederblickens leicht auf ein Knie niedergelassen; auch Victoria hatte sich etwas herabgeneigt und die Hand gesenkt, um das Buch aufzuheben. In dieser Situation beider Personen hatte es der Zufall gefügt, daß Pomarski's von der Aufregung noch etwas glühendes Gesicht in ganz nahe Berührung mit Victoria's weißer, zarter Hand kam. Genau in demselben

Moment trat Oswald in den Salon. Rasch stand Alexis auf mit dem aufgehobenen Buch in der Hand. Aber Oswald hatte nicht das Aufheben des Buches bemerkt, sondern nur die knieende Stellung Pomarski's, in welcher dieser Victoria's Hand zu küssen schien, und außerdem hatte der eifersüchtige Rath die unverkennbare Rührung im Antlitz seiner Gemalin und die noch nicht verwischten Spuren ihrer Thränen wahrgenommen. Oswald sagte daher mit kalter, schneidender Ironie: „in der That eine ergreifende Liebescene mit äußerst effectvoller Gruppierung; ich bin tief betrübt, daß ich zu so ungelegenem Moment komme, wo ich meine treue Gattin und meinen theuern Jugendfreund in ihrem wonnereichen Gefühlserguß stören muß. Mein Erscheinen bildet allerdings eine barbarische Dissonanz im Gegensatz zu den überschwänglich süßen Melodien, die der Herr Doctor von Pomarski soeben ertönen ließ, und die ich im anstoßenden Kabinet mit tiefer Rührung vernommen habe.“

Victoria und Alexis waren, wie leicht zu errathen, höchst betreten. Eine Liebeserklärung war freilich hier soeben geschehen, indessen keine wörtliche, sondern nur eine ganz unschuldige, und namentlich keine solche, wie sie Oswald argwöhnte, und wie sie diesem ein Recht gegeben hätte, sich verletzt zu fühlen. Die Rätthin v. Sternberg sowohl, als auch Alexis säumten natürlich nicht, den erzürnten Gatten über den Thatbestand des einfachen Vorganges aufzuklären, und sich zu bemühen, die erregte Eifersucht Oswalds zu beruhigen. Der erbitterte Rath ließ sich aber auf keine Darlegungen und Beruhigungsversuche ein, sondern entlud seinen Zorn in rücksichtslosen Erörterungen und erklärte endlich mit einer Härte in den Ausdrücken, die seiner, des hochgebildeten Mannes, beinahe unwürdig waren, wie er erwartete, daß der Herr Doctor v. Pomarski sein (Oswalds) Haus nie wieder mit seinem Besuch beehren werde, und wie es sich von selbst verstehe, daß das bisher stattgehabte Freundschaftsverhältniß zwischen ihm, Oswald, und Alexis nunmehr für immer aufgelöst sei.

Weinend und trostlos sank Victoria in die Kissen eines Divans und Alexis durfte nicht wagen, nur ein einziges Wort des Trostes an sie zu richten. Auch ihm standen Thränen in den Augen; tief empört und in allen Fugen seiner Seele von

Schmerzen zerrissen schied er aus der Wohnung des Raths v. Sternberg.

Mit brennendem Hirn eilte Alexis nach seinem Logis. Hier fand er einen Brief vor, worin ihm gemeldet wurde, daß sein Vater, der Herr v. Pomarski, in Paris plötzlich verstorben sei. Das geringe Besizthum, das der Herr v. Pomarski hinterlassen habe, stehe ihm (Alexis) dem Sohne des Verbliebenen zur Disposition, falls er sich als rechtmäßiger Erbe erklären und die Kosten des Begräbnisses sowie auch die Schulden seines verstorbenen Vaters bezahlen wolle, widrigenfalls der hinterlassene Besiz des Herrn von Pomarski von den Gerichten werde in Anspruch genommen, versteigert und zur Deckung der Begräbniskosten und zur Tilgung der Schulden des Verbliebenen verwendet werde. — Diese Trauerkunde hatte jetzt nur noch gefehlt, um das Seelenleiden des armen Alexis vollständig zu machen. Er stand nunmehr ganz verlassen, vereinzelt und einsam in der Welt ohne Eltern und Geschwister, ohne Vaterland, ohne Freund und ohne Geliebte. Ein unermesslicher Jammer kam über ihn. Im Zimmer ward es jetzt dem unglücklichen jungen Mann zu eng und schwül. Alexis lief hinaus ins Freie, und er ging fort und fort, ohne im Mindesten zu wissen, wohin er ging. Nachdem er länger als eine Stunde im schnellsten Schritt vorwärts geeilt war, bemerkte er endlich, daß er sich sehr weit außerhalb der Stadt und auf einer einsamen Straße befinde. Aus seinen düstern, schwermüthigen Träumereien etwas heraustretend widmete jetzt Alexis der ihn umgebenden Dürftigkeit einige Aufmerksamkeit und gewahrte, daß ihn sein unwillkürlich eingeschlagener Weg in die Nähe eines Dorfes, Namens Rothenfels geführt. Der tiefbetrübte junge Mann erinnerte sich flüchtig und mit Beimischung eines widerwärtigen Gefühls daran, daß dies Dorf und Rittergut Rothenfels dasselbe sei, welches einst Oswald v. Sternberg von seinen Eltern geerbt, in neuester Zeit aber verkauft hatte, um, wie wir früher schon angedeutet haben, womöglich außer aller Berührung mit den Erinnerungen an seine früheste Kindheit zu gelangen. Alexis schritt noch eine Strecke vorwärts und kam auf seinem Wege dem Kirchhof des Dorfes ganz nahe, an welchem die Straße vorbeiführte. Wie es in Dörfern oft der Fall ist, so war auch hier der

Kirchhof nur von einer ärmlichen an vielen Stellen zerfallenen und lückenhaften Lehmmauer umgeben. Obgleich die Kirchhofsthüre verschlossen war, so brauchte Alexis an einer Lücke der Mauer nur seinen Fuß etwas höher als gewöhnlich aufzuheben und er befand sich in dem Friedhofe.

Es war eine prachtvolle, mondhele Sternennacht. Die Bewohner des Dorfes ruhten in friedlichem Schlummer, aber in noch süßerer und tieferer Ruhe schlummerten die unterirdischen Bewohner des Kirchhofs. Vom Thurme der Dorfkirche schallte schon die elfte Stunde und der dumpfe Klang eines Nachtwächterhornes ertönte von ferne gleichsam als Antwort auf die Schläge der Glocke, wodurch von dem einzigen, im Dorfe noch wachenden menschlichen Wesen angekündigt wurde, daß von ihm der Ruf der Glocke vernommen worden sei. Ein Friedhof, ein Ort der Ruhe, war in diesem Augenblick für Alexis der willkommenste Platz, den er finden konnte, und der so ganz mit seiner gegenwärtigen, schmerzvollen Gemüthsstimmung sympathisirte. Die Seele Pomarski's erholte sich bei dem Gedanken, daß auch er einst als starrer Leichnam einen solchen Ort besuchen würde, um ihn nie wieder zu verlassen, um aber auch dann zugleich aller irdischen Leiden auf ewig entledigt zu sein. Der junge Mann trat in den Kirchhof ein, schritt durch die behauten Gräber und warf einen Blick gen Himmel. Hier in der dunkelblauen, sternbesäten Ferne fand er, wie so mancher menschliche Geist hienieden, wieder einige Ermuthigung und stärkende Erhebung. Der Mond stand in voller Klarheit, und Sternenschnuppen, die Glühwürmchen der Sternblumenwelt des Himmels, flatterten am dunkeln Firmament, als ob sich die Sterne Küsse und Liebespfeile zuwarfren gleich jenen kleinen Thierchen, den Weinbergsschnecken, die, nach den Beobachtungen eines neueren Naturforschers, im Liebespiel sich kleine zarte Liebespfeile zuschnellen.

Die Sternennacht war so reizend, daß sie einen andern in poetischerer und glücklicherer Stimmung, als jetzt Alexis, sich befindenden Menschen vielleicht an eine Himmelsfage erinnert haben würde, die wir hier berühren und mittheilen wollen:

„Es gab einst ein flammendes Gestirn, welches noch herrlicher und glanzvoller strahlte, als selbst die Sonne. Das flammende Gestirn, der

König des Lichts genannt, näherte sich in heißer Liebesglut der schönen Himmelsdirne, der Sonne, und wählte sie zu seiner Gemalin. Die Sonne gebar den Mond und liebte mit glühender Zärtlichkeit diesen ihren holden Sohn, der ihr immer mit freundlichem, schimmernden Angesicht zulächelte. Das flammende Gestirn, der König des Lichts, aber verzehrte sich in seiner eigenen Blut und im süßen Tode dahinsterbend ging er im unendlichen Raume des Himmels unter. Die Sonne wurde demnach Wittwe und wendete nun ihre ganze Liebe ihrem Sohne, dem Monde, zu, dem schönen, verwaissten Knaben. Der Mond indessen ward ein lockerer Gesell und entfremdete sich nach und nach seiner Mutter. Er ging aus am Firmament und suchte sich reizende Diener, die er alle zu seinen Gattinnen machte, und so erschien er denn oft im Kreis seiner lieblichen Frauen, wie ein Sultan in seinem Harem, im Harem der Sterne. Die Sonne zürnte deshalb ihrem Sohn, und die stolze, reine Wittwe wandelte fortan allein ihre Bahn und ließ den entarteten Liebling nie mehr vor ihr leuchtendes, königliches Antlitz. So wandelt sie noch jetzt allein und ruht vereinsamt in ihrem Rosenbett während ihr buhlerischer Sohn in seinem Harem mit den Sternen tändelt und liebäugelt.“ —

Wir kehren zu Alexis zurück. Dieser wandelte ernst und still auf dem Kirchhof umher und versuchte hin und wieder auf den Leichensteinen und Kreuzen der Gräber eine Inschrift zu lesen. Jetzt blieb er vor einem offenen, ausgeschaukelten Grabe stehn, das wahrscheinlich am folgenden Tage einen Leichnam aufnehmen sollte. Alexis schaute in die Grube und verspürte den Wunsch in sich, daß er selbst in diese möchte hineingelegt werden. Der Todtengräber schien bei seiner Arbeit sehr hastig und übereilt zu Werke gegangen zu sein, denn er war einem Grabe dicht nebenan zu nahe gekommen und hatte die unter dem eingesunkenen Grabhügel befindliche Erde angegriffen und sogar den Ueberresten eines längst Entschlafenen auf seinem letzten Lager keine Ruhe gelassen. Einige menschliche Gebeine und ein noch ziemlich ganz erhaltener Todtenschädel lagen auf der frisch ausgeschaukelten Erde. Der nackte Todtenkopf mit seinen öden Augenhöhlen, vom hellen Lichte des Mondes angestrahlt, mußte natürlich die Aufmerksamkeit eines Mannes erregen,

der sich ziemlich um Mitternacht allein auf einem Kirchhof befand. Man weiß, daß es selten einen Menschen geben wird, der so ganz ohne Gemüth wäre, daß nicht der zufällige Anblick eines Todtenschädels einen Eindruck auf ihn machen und ernste Gedanken in ihm erwecken sollte. Der Feldherr Tilly war nicht der einzige Mensch, der durch den Anblick von Beingerippen und Todtenschädeln an sein herannahendes Verderben erinnert wurde. Trotzdem schaute Alexis, in dessen Gemüth ernste und trübe Gedanken ohnehin schon in Masse vorhanden waren, jetzt mit mehr Ruhe auf den Todtenschädel, der zu seinen Füßen lag, als man hätte erwarten sollen; der einfache Grund davon war, daß das Auge Pomarski's, des Mediciners und Anatomen, sehr daran gewöhnt war, menschliche Ueberreste zu erblicken. Plötzlich fühlte sich indessen Alexis von einem Schauer ergriffen. Er sah nämlich, daß sich der Todtenschädel bewegte und gleichsam wie ein ausgehöhlter Kopf ohne Körper zu nicken schien. Pomarski hatte jedoch bald seinen Schauer überwunden, denn er bemerkte ein kleines Thier, wahrscheinlich eine Kröte, das aus dem hohlen Schädel herausschlüpfte. Das Thier, welches den Todtenschädel zu seinem vorübergehenden Aufenthalt gewählt, hatte offenbar die Bewegung desselben bewirkt. Alexis nahm nunmehr den Todtenschädel auf und betrachtete ihn, aber der Schauer, von dem er jetzt abermals erfaßt wurde, war bei weitem stärker, als der so eben überwundene. Der junge Doctor machte mit Grausen die Bemerkung, daß die obere Fläche des Schädels von einem einstmalig gewiß sehr scharfem, jetzt aber ganz verrosteten Nagel durchstoßen sei. Wem hatte einst dieser Kopf angehört? und welches gräßliche Verbrechen war muthmaßlich verübt worden, daß der Schitel dieses Kopfes von einem Nagel durchdrungen ist? Dies waren die beiden Fragen, die den Geist Pomarski's blitzartig durchzuckten. Alexis fühlte, daß er von einem wunderbaren Geschick wahrscheinlich dazu ausersehen sei, eine furchtbare, lang von der Nacht des Geheimnisses verhüllte Missethat aufzudecken. Seit einigen Stunden war Alexis von einer überschwänglichen Wasse von Gefühlen überschüttet worden, die alle von ernster Natur waren. Erst hatte die höchste Begeisterung sein Gemüth bewegt, dann war Schmerz und Gram über ihn gekommen, nachher tiefe Trauer,

Wehmuth und Kummer, und endlich war er sogar von Entsetzen und Grausen erfaßt worden. Aber selbst jetzt verleugnete sich sein ihm angeborener Humor nicht. Das Naturell Pomarski's blieb sich selbst getreu. Bei einer Person, welcher der Humor angeboren ist, erstirbt derselbe selbst in den schrecklichsten Situationen des Lebens nicht ganz. Ein englischer sehr witziger Komiker hatte einst in seiner Todesstunde aus Versehen anstatt eines Löffels voll Medicin einen Löffel voll Tinte eingenommen. „grämt Euch deshalb nicht,“ sprach er matt zu seinen Freunden; „ich verschluckte einen halben Bogen Löschpapier, und das Versehen ist ausgeglichen.“ Als der Komiker diese seine letzten Worte gesagt hatte, starb er. Alexis legte den Todtenschädel zu Boden und murmelte für sich:

„Also gibt es denn leider Gottes nicht nur unter den Lebenden, sondern auch sogar unter den Todten vernagelte Köpfe.“

(Schluß folgt.)

Das Preislied.

(Schluß.)

4.

Es war Tag geworden. Der Sturmwind hatte ausgetobt. Peitschenknallen und Schellengeläute unterbrachen den Frieden des Wintertages, und bunt durch einander trieben sich Gallawagen vor dem Palaste des Grafen von Wallming, gegenüber der Wohnung Gündlmanns und geschäftige Diener geleiteten die Angekommenen in den Gesellschaftssaal, wo der gesellige Graf die Gratulanten empfing.

Noch eine Stunde saß Gündlmann hinstarrend in seinem Sorgenstuhl, als ein reichgalonirter Bedienter des Grafen von Wallming in das Zimmer trat, und ihn aus seinem Todesschlaf weckte.

„Der bringt den Partezettel meines selig verchiedenen Freudentiedes;“ murmelte Gündlmann.

„Ich habe im Namen des Herrn Grafen Sie höflich zu einem Besuch einzuladen,“ meldete der Diener, und Sie sollen mir allsogleich folgen.“

„Schicksal, du gießest Kälte und Wärme über diesen gebrechlichen Körper“ seufzte der arme Mann,

„er wird dem Fieberwechsel von Freuden und Leiden endlich erliegen. Meinen Sonntagsrock Anna, und meinen Hut. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich folge Ihnen sogleich.“

Und während sich der Vater in dem Nebenkammerlein ankleidete, flüsterte ihm Anna zu, indem sie ihm mit der kleinen Hand eine über das Gesicht herabhängende Silberlocke zurückstreichelte: „jeh, Väterchen, jeh, geht der Schnee weg, und der Frühling kommt!“

„Du schau'st immer freundlich in die Zukunft,“ bemerkte Gündlmann mit väterlicher Liebe und Rührung gegen die schöne Dulderin. „Gott erhalte Deinen frommen Heiter Sinn. Du kannst heute einmal einheizen, damit die armen Kinder nicht gar so sehr frieren.“

Und als der Vater fort war, entspann sich im Ofen jenes für einen Frierenden so angenehme Bankgespräch zwischen Feuer und Holz, und die Zimmerwärme thaut bald die eisigen Fenster auf, und durch die Hinterfenster der freundlichen Wohnstube schien die Sonne auf den reinlichen Fußboden und munterte die Kinder Gündlmanns zum fröhlichen Spiele auf.

5.

Die aufsteigende Sonne vorgoldete bereits die beschneiten Dächer der Hauptstadt, von denen die Winterluft dem alten Gündlmann die Schneeförner in's Gesicht wehte, als er gebeugten Hauptes über die Straße zum gräflichen Palaste ging.

„Was kann er wollen?“ sprach er zu sich selbst, „der Hofmeister wird ihm meine Lage geschildert haben; meinem Freudenliede verdanke ich diese Einladung gewiß nicht.“

Und sein Herz pochte laut, als er durch des Palastes stolze Propyläen ging, während sein Führer leicht wie ein Zephyr über die Marmortreppen dahinflog, die jener mit bedachtamen Schritten erstieg. „Ich will ihm meine Umstände schildern,“ setzte er sein stilles Selbstgespräch fort, „und wenn er ein menschliches Herz hat, so wird mir seine Gnade werden; aber betteln will ich sie nicht. Er soll sehen, daß unter diesem gebeugten Rücken ein stolzes Herz schlägt.“ Inzwischen führten ihn andere Gedanken vor den Grafen, und, des Respektes wegen, zog er, mit der ihm bevorstehenden Aufwartung beschäftigt, seinen Hut. Der Diener konnte sich eines mittel-

digen Lächelns nicht enthalten, als er den alten Mann in seinem langen dunkelblauen Rocke, mit sich allein beschäftigt, entblößten Hauptes auf den Fußspitzen durch den Hauptgang des Palastes daherschleichen sah, und mahnte ihn, er möge immerhin sein Haupt bedecken, um einer Berührung vorzubeugen. Der Führer verließ jetzt den Hauptgang, und schlug den Weg zu den gräflichen Appartements durch einen Corridor ein.

„Sagen Sie mir doch, ist der Herr Graf ein guter Herr?“ wiederholte Gündlmann mit ängstlicher Emphase seine Frage an den Diener, als derselbe vor der Thür stehen blieb.

„Gewiß!“ versicherte der Befragte, „er versagt Supplikanten selten etwas, und muß er es thun, so geschieht es gewiß mit aller Schonung und Menschenliebe. Doch gedulden Sie sich einen Augenblick; ich will nachsehen, ob der Herr Graf allein ist, um Sie zu empfangen.“

Mit sonderbaren Gefühlen stand der alte Gündlmann da, und geschäftige Diener glitten theilnahmslos auf dem glatten Marmoreise des Ganges in leichten Flanellschuhen an ihm vorüber, und die Stille des Hauses wäre durch das Hin- und Herlaufen der Domestiken, welche die Aufträge ihrer Herrschaft unverweilt förderten, nicht unterbrochen worden, wenn nicht die Herrendiener der dahin-eilenden Soubretten nachgehascht hätten, die schäckernd sich in des Hauses weitläufigem Geschoße verloren, woher noch lange das Gelächter der verliebten Neckereien schallte, während das ernstere ältere Dienstpersonal im Begegnen Winke und Neuigkeiten wechselte.

Und da kam nach alter Gewohnheit die alte Freundin Gündlmanns, die Tonkunst, mit welcher er sich in müßigen Stunden unterhielt, und flüsterte ihm musikalische Gedanken in's Ohr, und schon wiegte sich die schaffende Seele im zierlichen Geister-tanze auf Tönen, und taktmäßig bewegten sich seine Knie, als er brummend sich selbst unterbrach, denn er erinnerte sich seines Vorsatzes: nichts mehr zu komponiren!

„Ich mag deine Schmeicheltöne nicht mehr hören,“ zürnte der Unverföhnliche, und in demselben Augenblicke trat der Diener aus dem Zimmer.

„Folgen Sie mir, mein Herr!“ sprach der Diener, „die Herrschaften sind eben beim Dejeuner; es dürfte wohl noch eine Weile dauern. Wollen

Sie sich einstweilen hier in diesem Zimmer beschäftigen.“

Er öffnete die Thür eines prachtvollen Zimmers. Die glänzenden Parquetten, theilweise mit zierlich gestickten Teppichen belegt, leuchteten ihm entgegen, und angenehm für das Auge war die Farbenwahl der Dekorirung. Die elegante Pracht, mit der das Ganze ausgeschmückt war, verrieth den Geschmack des reichen Besitzers. An den Wänden hingen Riesenspiegel in Silberrahmen, aus denen dem eintretenden Gündlmann seine Leidensgestalt entgegen sah, dazwischen Kunstschätze aus der Malerwelt, Alabasterbüsten, Blumenvasen, Wachsbouquets unter Sturzgläsern, und die freundliche Wintersonne, die durch die hellen großen Fenster hereinblickte, verbreitete einen blendend hellen Tag durch den vielseitigen Wiederglanz.

„Man bemerkt vor Glanz die Reinlichkeit nicht, und diese ist der Reichthum und der Himmel der Armuth,“ dachte sich Gündlmann nach stiller Betrachtung des Prachtgemaches.

Da schob der Bediente einen Polsterstuhl in die Nähe des Ofens, und nachdem er den Gast Platz zu nehmen ermahnt hatte, verließ er ihn.

„In den Nebengemächern war alles ruhig, nur die Winterluft säufelte vernehmlich durch sie hin.“

Innig lächelnd streckte Gündlmann seinen starren Körper auf dem weichen Seidenpolster des Stuhls aus, und seine erfrorenen Glieder thauten auf und dehnten sich unter unwillkürlichem behaglichen Frostschütteln, und der Ofen streichelte mit seinen warmen flaumweichen Händen seine Wangen, und drückte ihm sanft die Augen zum Halbschlummer zu.

„Ei!“ lispelte er, auf den Ofen schielend, „wie wohl thut mir heute Deine Nähe!“ und gutmüthig, wie der alte Gündlmann immer war, nickte er mit schläfrigen Augen dem Hausfreund aus glücklichen Tagen freundlich zu — und schlummerte ein.

Da liefen schnelle Finger über die Tasten eines wohlklingenden Pianoforte im Seitengemach, dann ging die Passage mit Doppelgriffen in einzelne Akkorde über, und der Tonkünstler horchte auf. Der gute Mann hörte die Stimme eines solchen Instrumentes so gerne, aber der durch das Misslingen seiner letzten musikalischen Arbeit hervorge-

brachte Unwille gegen die Tonkunst und ihre Verzweigungen hemmte auch dieses Vergnügen, und da ihn der Schlaf plötzlich geflohen, und allen Bemühungen zum Trost nicht wiederkehren wollte, brummte er einige Mißtöne vor sich hin, um seine Aufmerksamkeit von einem Gegenstande abzulenken, der sein ganzes Lebensglück zerstört hatte.

Doch die sanften und melodischen Klänge bezähmten nach und nach sein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth, lösten seinen Scharfsinn, und fielen lindernd wie Balsamtropfen in seine Seelenwunden.

Und als nun das Adagio einer meisterhaften Introduction in ein Lied überging, wo der Tenor mit dem Diskant einen harmonischen Kontrast hervorbrachte, der die ganze Seele in Gefühle des Entzückens auflöste, da erkannte Gündlmann sein Freudenlied.

„Nein, nein!“ brach er mit gedämpfter Exclamation aus, da ihn noch des Anstandes Schranken beengten, „das hat eine große Meisterhand verbessert; fast hätte ich das Todtengesicht meiner Komposition unter den Freudenblumen nicht erkannt!“

Und als nun die Töne höher und höher schwoilen, das Lied und die Sänger Freude aushauchten, wie erlöste Seelen jubelnd zu dem Himmel schweben, da stürzten Freudenthränen aus seinen Augen.

„Ja, ja! das ist der Gedanke!“ jauchzte er, „so ganz, ganz der Seraph, wie er vor meiner Seele stand. Er lebt! Er ist gerettet! aus meiner verstümmelnden Hand durch des Meisters Hand!“

Da war der alte Mann seiner Gefühle nicht mehr Meister. Seine Hände zitterten, und die Bonneslut des bebenden Herzens stürmte die allzu enge Brust.

Die Schlußstrophe, der Glanzpunkt des Liedes, war abgesungen, als unter vielstimmigem Beifallsrufen: „Brav, Gündlmann!“ der entzückte Alte in den Gesellschaftssaal des Grafen von Wallming taumelte.

„Wo ist der Mann, der einen Todten erweckte?“ rief er aus.

„Es war nur ein Scheintodter,“ verbesserte der Hofmeister, der mit dem fünfzehnjährigen, Hebe gleichen Fräulein von Wallming bei einem eleganten wiener Flügel saß, und präsentirte den herein-

stürzenden Gündlmann der zahlreichen Gesellschaft:
„das ist der Herr Kompositeur!“

„Was sagen Sie da?“ zürnte der Alte herzlich böse, dessen Kopf vom süßen Labetrank der Freude schwindelte, und, sich zur Gesellschaft wendend, indes er mit den Händen verlegen umhergriff, stammelte er: „mein Name ist Gündlmann. Seine Excellenz der Herr Graf von Wallming hat nach mir verlangt. Im Nebenzimmer wurde ich angewiesen zu warten. Die Gewalt der Meistertöne, — ich weiß nicht, wie ich herbeikam, — ich glaube, man rief mich bei Namen? Mein alter Kopf vergift sich leicht. Bitte um Vergebung wegen der Störung. Der Herr Hofmeister hat sich meine mißlungene Komposition zu dem Texte des Freudenliedes von mir aus, und verbesserte sie, und damit er den Dümmling beobachten könnte, wie er sich im fremden Federschmuck benehmen würde, führt er mich als den Verfasser einer musikalischen Arbeit vor, die ich mir nur so dachte. Sie haben,“ sprach er, sich zu dem Hofmeister wendend, weiter, „Ihre Kunstmeisterschaft an meiner Erbärmlichkeit gemessen! Ich bin deshalb auf Sie nicht böse, glauben Sie das! Aber ich beneide Sie um Ihr herrliches Talent, und seit ich weiß, welche Talente Sr. Excellenz besoldet, ist es mir lieb, daß er meine Dienstanträge zurückwies.“ In sanfter Rührung war seine Stimme zerschmolzen, und tiefe Stille im Saale bezeichnete das Mitgefühl, das die Brust der zahlreich Versammelten durchzitterte — und Gündlmann schlich der Thüre zu.

Gleichzeitig verhinderten der Graf von Wallming und der Hofmeister das Abtreten des Kompositors, indem Beide den bescheiden und sanft sich Sträubenden am Arme faßten. Während der Graf durch Zeichen seines Wohlwollens dem verdienten Künstler seine Achtung und Anerkennung zu beweisen sich bemühte, sagte der Hofmeister: „es ist ein schöner, schmeichelnder Beifall, wenn den Kompositeur der Vortrag seines Liedes so begeistern kann, daß er den Glauben verliert, es komponirt zu haben.“

„Nein, nein, das Bewußtsein meiner schwachen Schöpfungskraft sagt es mir, daß ich das Lied nicht komponirt habe,“ unterbrach ihn eifrig Gündlmann.
„Es bewarben sich einst zwei virtuose Künstler zu gleicher Zeit um einen Preis,“ parabolisirte der

Hofmeister, „indem sie aus dem Stegreif auf zwei gleichen Instrumenten spielen mußten. Der eine der Preiswerber behandelte sein Instrument so meisterhaft, daß dessen Nebenbuhler, nachdem sie im Wettstreit eine Zeit lang phantasirt hatten, seine Schwäche und die Größe seines Gegners anerkennend, sich bewogen fühlte, die melodienreiche Phantasie seines Rivals zu wiederholen, und dadurch einen, des bescheidenen Künstlers würdigen und ehrenvollen Rückzug bezweckte. Der siegende Künstler, stets aufmerksam auf die Entwicklung im Spiele seines Gegners, ließ aufhorchend sein Instrument verstummen, und bewunderte unbewußt sich selbst, indem er seinen Gegner bewunderte, als dieser fortfuhr, die abgehörchte Melodie vorzutragen, und das war der schönste Kunsttriumph!“

Gündlmanns trübe Augen leuchteten. Sein Herz schlug laut. „Wäre es möglich!“ lispelte er freudvoll und doch zweifelnd. „Nein, nein!“ rief er rasch, der sinnvoll schönen Tonweise des Liedes denkend, „das habe ich nicht gemacht! o, könnte ich sagen: das ist meine Arbeit! Nein, nein!“ murmelte er, sich abwendend, um seine Rührung zu verbergen.

„Hören Sie meine Rechtfertigung gegen die irthümliche Beschuldigung, die Sie aussprachen;“ fuhr der Hofmeister, Gündlmanns Verstummen benutzend, fort; „sollte die erste Singprobe Ihres Freudenliedes über dessen Werth oder Unwerth entscheiden, so mußte der Vortrag bei einer Gemüthsstimmung unternommen werden, die der Tendenz des Liedes entsprach. Ihre durch traurige Lebensverhältnisse hervorgebrachte Gemüthsstimmung, dazu noch ein allzugeringses Selbstvertrauen konnte Sie bei dem unfreundlichen Sterne, der durch eine mißlungene Produktion über der jungen Komposition waltete, in dem Wahnglauben bestärken, daß Krafterschöpfung Sie zu fernern Leistungen untauglich mache. Davon habe ich mich theils durch die Aussage Ihrer Tochter überzeugt. Der Zweck meines Verfahrens war: Sie mit ihrem Produkte zu versöhnen. Hier ist ihr verstoßenes Kind!“

„Und doch! doch!“ rief Gündlmann aus, die Komposition durchblättern, „und nirgends eine Note verändert! Lassen Sie es uns noch Einmal singen.“

„Rasch eilten seine Finger auf der glatten Klaviatur des Flügels dahin und wenn sein Gesang bei der ersten Probe an Erden Schmerz mahnte, so glich er jetzt der Stimme eines Gottes, die kräftig-schön durch die Sphärenklänge schallt.“

„Verzeihen Sie,“ rief Gündlmann plötzlich aufbrechend, als er der Wahrheit, die er bezweifelt hatte, durch Selbstüberzeugung gewiß war, „das Vaterherz zieht mich heim zu meinen Kindern. Sie weinten mit mir in den trostlosen Leidestagen, sie sollen sich freuen, daß mir meine Arbeit gelang und der schönste Erfolg meine Bemühungen krönt.“

„Dann begleite ich Sie!“ sagte rasch der Hofmeister, und als Gündlmann durch die Thür, durch welche er hereingestürzt war, sich entfernen wollte, rief jener, auf die gegenüberstehende Thür deutend:

„Dort hinaus! Dort haben wir näher.“

Ungeduldig den Augenblick herbeisehnend, wo er seine Kinder mit der Freudenbotschaft überraschen würde, eilte Gündlmann, nachdem er sich gegen die Anwesenden bescheiden verbeugt hatte, über den getäfelten Fußboden, und öffnete die angewiesene Flügeltür.

Wie Orgelpfeifen gereiht, standen lauschend seine fünf Kinder hinter der Thür, und schöner, als der Zauber der Orgeltöne, klang der Zuruf, den ihm die fünf Menschenengel einstimmig in dem Worte Vater entgegenjauchzten, worauf sie, wie nach langer Trennung, sich lieblosend an ihn schmiegt.

Dem Vater Gündlmann war bei diesem unerwarteten Anblicke der Hut entfallen, und die Gratulationsgäste betrachteten mit stiller Rührung die schöne Familiengruppe.

Mit der linken Hand streichelte besinnungslos Gündlmann abwechselnd die Lockenhäupter seiner Kinder, indes er die weinenden Augen mit der rechten Hand bedeckte, die er dann nach dem Hofmeister ausstreckte. „Mann, Ehrenmann! rief er ihm zu, und die herzlichste Rührung erstickte seine Stimme, wodurch kann ich Ihnen entgelten? Wenn ich einst sterbe, ist mein Vermächtniß ein alter Notenkasten, der eine unbedeutende Musikaliensammlung einschließt.“

„Lassen Sie mir das Recht,“ sagte der Hofmeister, „Ihrer Muse meine Verehrung zu bringen, und wenn Sie wollen, ein Plätzchen in Ihrer

Nähe, wo uns der Engelsflügel Ihrer Melodien in den Himmel trägt.“

„Dahin nehmen Sie uns auch mit!“ ließ sich der Graf, an seiner Hand die Gräfin herbeiführend, vernehmen, und die ganze Versammlung folgte dem Beispiele des Grafen, und umringte den kleinen Gündlmann'schen Familienkreis.

„In den Himmel? o ich glaube, ich bin schon dort, wo man Todtgegläubte verklärt wiederfindet,“ lispelte, die Hände faltend, Gündlmann, und der Strahl der Freude leuchtete durch die Thränen seiner Augen.

6.

Die Mittagssonne lächelte warm durch die großen Bogenfenster des Speisezimmers, wo der liebevolle Graf von Wallming die Gündlmann'schen Kinder und den Vater bewirthete.

„Noch einmal, Herr Gündlmann!“ sprach der Graf, „Sie sind und bleiben mein Freund; lassen Sie mich für die Gemächlichkeiten Ihres Lebens sorgen, und ich hoffe, Sie werden keine vermissen —“

„Die würzige Kost hat meinem Gaumen wohlgethan,“ entgegnete Gündlmann, dem eine Thräne im Auge glänzte, „denn ich habe ihrer lange entbehrt, wie der Worte eines Menschen, der mit Freund gewesen wäre, und daß Dero Anerbieten.“

„Still, still davon!“ unterbrach ihn freundlich der Graf. „Weinen Sie nicht. Sehen Sie auf die vergnügten Gesichter Ihrer Kinder, lachen Sie, und freuen Sie sich des Lebens!“

„Dann,“ sagte Gündlmann mit der ihm eigenthümlichen wohlthuenden Ingenuität, „soll ich mich des Lebens freuen, muß ich wieder weinen; durch das Auge spricht die Seele, und Thränen sind ihr Lächeln. Wollen Sie meinen Dank nicht in Worten hören, so sollen meine Kompositionen Dankfagungen für Ihr Wohlwollen sein. Es kommt mir immer vor, als könnte ich mit Tönen mehr sagen, als mit Worten!“

„Ich werde diese Sprache verstehen und fühlen,“ äußerte der Graf.

„Das soll mein Stolz sein; denn das Mitgefühl der Zuhörer macht uns ja zu Künstlern,“ betheuerte Gündlmann.

Der überaus liebenswürdige Hofmeister zeigte sich besonders aufmerksam, jedes Bedürfniß der eifrig-lustigen Gündlmann'schen Kinder zu befriedigen, und empfahl eben der, im Liebreize stillbescheidener Theil-

nahme aufhorchenden Anna die Güte einer Torte, als ihn der Graf in seiner Dienstfertigkeit unterbrach.

„Ich sehe, der Herr Stark will Sie zur Dankbarkeit verpflichten,“ scherzte der Graf zu Gündlmann.

„Und hat er es nicht schon!“ eiferte Gündlmann mit warmer Erkenntlichkeit.

„Es freut mich, wenn mein geringes Bestreben durch Ihre gütige Anerkennung belohnt wird,“ entgegnete der Hofmeister, „das Bewußtsein, Ihnen, Mademoiselle, einen Dienst geleistet zu haben, würde mich noch weit mehr freuen!“

„Das Glück meines Vaters ist mein Glück,“ lispelte das holde Mädchen, und erhob zu dem Jüngling die blauen Augen; „und dem Erretter meiner Schwester, des Freudenliedes,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ist nebst der Kindesliebe auch Geschwisterliebe zu großem Danke verpflichtet.“

7.

Nach aufgehobener Tafel mußte sich Gündlmanns Tochter Anna zu der Gräfin auf das Sopha setzen; nächst ihnen auf der Fensterstraße stand Vater Gündlmann mit dem Grafen v. Wallming im freundlichen Gespräch; da trat zu der traulichen Gruppe der Hofmeister, der in dem Nebenzimmer die Gündlmann'schen Kinder mit den Comtessen beim Spiele zurückgelassen hatte, und erbat sich die Erlaubniß seiner Herrschaft, bei Herrn Gündlmann um Mademoiselle Anna werben zu dürfen.

„Ah!“ drohte die Gräfin gewährend, „er hat die Wege der Dankbarkeit gewählt, um in Anna's Herz zu kommen.“

„Es sind die Wege der Ehrlichkeit,“ entgegnete sich entschuldigend Stark, „und Anna's Gegengefühl ist das Ziel meines Weges.“

„Das möge Anna durch einen Kuß beweisen,“ neckte mit zweisehender Miene die Gräfin.

Anfangs färbten sich die Wangen des Mädchens hochroth, sie schien in ihrer Verlegenheit unentschlossen, dann stand sie ruhig auf, denn nur die Neuheit eines solchen Befehles konnte das früh durch die traurigen Verhältnisse ihres Vaters an Erfahrung gealterte Kind aus der Fassung bringen, und nachdem sie der Gräfin die Hand geküßt hatte, sprach sie mit einem kindlich frommen Thränenblick: „dieser Kuß möge Ew. Gnaden wie meinem Vater beweisen, wie sehr ich dem Wohlthäter meiner

Eltern dankbar bin. Ihn aber sollen meine Sorgen um sein Wohl von der Liebe seines Weibes überzeugen, und dies wird ein geringer Lohn für seine gute That sein.“ Sprach's und küßte den Hofmeister, und weil sie zum erstenmale Liebesküße küßte, küßte sie unerschrocken recht herzlich! Und vom Abendrothe umschimmert stand im heiligen Liebeskuß vereinigt das glückliche Paar vor den Augen der Anwesenden, die diesen Bund segneten, und durch die Ruhe des Winterabends säufelte die von Gündlmann wohlgekante und sonst gefürchtete Nachluft.

An demselben Abende dirigirte Gündlmann das Orchester.

Nach einem Jahre wurde er Großvater und jetzt noch, kräftig im hohen Alter denkt er oft seines Glückstages und singt sein Freudenlied, und Alle, die ihn lieben, singen es mit, und weil er es am liebsten singt, wird es wohl auch das Schwanenlied sein, das er sterbend singen wird.

Lord John Rieglade und sein Affe.

Lord John Rieglade war noch in seinen Flegeljahren durch die Erbschaft eines Oheims zu einem zweiten Rothschild geworden. Er überließ sich nun allen Genüssen, die man mit Reichthum erkaufen kann, aber er war von der Manie besessen, Aufsehen zu machen, und wenn auch nur um zweideutige Berühmtheit zu erlangen; er litt an der fast überall gastirenden moralischen Cholera morbus; er wollte Stoff zu Zeitungsartikeln und zu den Feuilletons von ephemeren Zeitschriften liefern, ohne auch nur eine Eigenschaft des Kopfs oder des Herzens zu besitzen, um erwähnt zu werden. Er nahm daher aus Nothbehelf seine Zuflucht zu einer Lebensweise, die man in England mit dem Namen Eccentricity zu bezeichnen pflegt. Früher hatte er eine Menge Schmaroger um sich gehabt, und ihre Lobhudeleien, die oft wie bittere Ironie klangen, theuer bezahlt; jetzt hegte und pflegte er statt dieser Parasiten eine Menge vierfüßiger Thiere, Vögel und Fische. Er besaß eine seltene Menagerie von Thieren. Manche von ihnen hatte er sehr zahm

4*

gemacht, darunter gehörte ein Papagei, der, wo er sich auch sehen ließ, auf seiner linken Schulter saß, und der, wenn er seinen Schnabel zum Sprechen öffnete, nur Schimpfworte zur Belästigung der Gäste hören ließ, weil ihm nur solche gelehrt worden waren. Er hatte auch einen Habicht, den er eben so zahm zu machen beabsichtigte, aber alle Mühe war vergebens, es war ein so böshafes, widerspenstiges Thier, daß es einst auf den Lord ohne alle Veranlassung wüthend zuslog und mit seinem Schnabel ihn einäugig gemacht haben würde, wenn dieser ihm nicht mit einem spanischen Rohr einen solchen Schlag auf den Kopf gegeben, daß er nach kurzen Zuckungen verendete. Ein Affe begleitete den Lord, wie ein Hund, und wenn er seine Müze fallen ließ, oder absichtlich fortschleuderte, hob er sie auf und reichte sie ihm wieder dar.

Anfänglich machte er in London und wo er in England, Schottland und Irland mit seiner Menagerie erschien, einiges Aufsehen, sein Name wurde in einigen Zeitungen, wegen seiner Excentricität erwähnt, aber bald sprach man nur von dem Lord mit mitleidigem Achselzucken, oder höhnischem Lächeln.

Da das undankbare Vaterland dem Lord nicht die Bewunderung zollte, auf die er die gerechtesten Ansprüche machte, so schiffte er sich mit seiner Menagerie ein, und begab sich nach dem Continent. Wohin er kam, wurde zwar seine Menagerie fleißig besucht, da kein Eintrittsgeld gefordert wurde, man schenkte auch seinem Papagei auf seiner Schulter, und seinem Affen, der ihm als Sockel folgte, Aufmerksamkeit, aber auch hier wurde ihm nicht die Celebrität zu Theil, auf die er gerechnet hatte. Erst in der Schweiz eröffnete sich für ihn dazu eine schmeichelhafte Aussicht. Alle, welche nach den misslungenen Versuchen ganz Deutschland zu revoltiren, sich dorthin geflüchtet hatten, beeiferten sich, ihn, Papageis, Affen und die übrigen Geschöpfe seiner Menagerie kennen zu lernen. Sie hielten den Lord für übergeschnappt, und wußten, daß er ein sehr großes Vermögen besaß, um sie viel reichlicher zu unterstützen, als sie von den Bettelgeiern ihrer in Deutschland zurückgebliebenen Gefinnungsgenossen erwarten konnten. Alle schilderten sich als Martirer für das unterdrückte souveräne Volk, und wiederholten die hochtönenden Reden, die sie in Frankfurt am Main, im Badenschen,

Württembergischen, Oestreichischen, Preussischen und Sächsischen gehalten hatten, und täubten ihn durch Flugblätter, die sie durch Straßenbuben und Mädchen verbreiten und an den Straßenecken ankleistern ließen, und der kurze Sinn ihrer langen Reden war eine Aufforderung an den Lord, der so unermesslich reich, und als Brute vor jeder Maßregel der Feinde der Freiheit und Gleichheit und des Socialismus gesichert war, sich an ihre Spitze zu stellen, und mit ihnen Deutschland zu einer ungetheilten Republik zu machen.

„Sobald wir das rothe Banner auf deutschem Grund und Boden wieder wehen lassen,“ versicherten sie, „so werden uns überall die Volksmassen zuströmen, wir haben sie schon seit vielen Jahren für unsere Ansichten empfänglich gemacht. Das junge Deutschland ist, wenn auch steinbar unterdrückt, doch nicht vertilgt. Berühmte Professoren haben der studirenden Jugend mit großem Scharfsinn bewiesen, daß der Geist der Zeit unwiderstehlich eine Umsturz aller bisherigen Institutionen erheische, und ihre lernbegierigen Schüler haben nachher in ihren Wirkungskreisen, als Geistliche, Schullehrer, als Angestellte bei den Gerichtshöfen und andern Zweigen der Staatsverwaltung die veralteten Vorurtheile von Pietät, Gehorsam gegen die Obrigkeit und Achtung für fremdes Eigenthum — Reichthum ist ja doch nichts anderes als Diebstahl — und alle engherzigen Ansichten der Popsmenschen bei ihren Gemeinden, und in ihren Schulen auszumergen, und in den übrigen Zweigen der Administration nach ihrer laxen Theorie in Anwendung zu bringen gesucht. Wenn Sie sich, Mylord, daher entschließen könnten, an die Stelle eines Hecker und anderer zu treten, so könnten Sie sich einen unsterblichen Namen erwerben, und in der Geschichte Deutschlands, wie Washington in der von Amerika unvertilgbar glänzen.“

„God dam!“ rief der Lord aus, und ganz entzückt von der Hoffnung, seinen Wunsch, weltberühmt zu werden, erfüllt zu sehen, erklärte er sich ihren Vorschlag anzunehmen, doch äußerte er Befremden: wie die Revolutionen in Wien, Berlin, im Badenschen, in der Rheinpfalz, in Dresden und anderen Orten bei solchen weitverzweigten Verbindungen der Demokratie gescheitert wären.

„Der Grund lag hauptsächlich darin,“ erhielt er zur Antwort: „daß die Entfernung von den

Orten, wo man das Joch des Despotismus abschütteln wollte, nicht, wie man beabsichtigte, zu gleicher Zeit begannen, unglückliche Mißverständnisse und Ueber-eilungen traten ein, aber, durch Erfahrungen belehrt, werden sie nun gewiß vermieden werden. Ihnen Mylord! - dies gründlich aus einander zu setzen, bedarf man mehr als einige Stunden. Es ist aber unumgänglich nöthig, daß Sie davon ganz genau unterrichtet werden, und wir schlagen Ihnen dazu unseren tapfern Vorkämpfer, den Literaten Brasß vor, den berühmten Historiographen der Barricaden, die am 17ten und 18ten März 1848 aus authentischen Quellen ihm aus den Nachrichten von dabei theiligten freisinnigen Christen und Juden mitgetheilt worden sind."

Der Lord war es zufrieden, der Literat Brasß wurde dessen Lehrer, gegen ein Honorar, das ihm bei weitem mehr einbrachte, als was er in Berlin von Buchhändlern für seine Romane erhalten hatte, obschon er es im Schnellschreiben mit dem Literaten Schubar aufnehmen konnte.

Durch diese Belehrung wurde der Lord überzeugt, daß Deutschland durch einen neuen Versuch mit leicht zu besiegenden Hindernissen werde umgestaltet werden können.

Man unterließ nicht, ihn in dieser Stimmung zu erhalten, da seine Guineen nicht zu verachten waren, man stellte ihm aber vor, wie er der deutschen Sprache noch zu unkundig sei, um durch Reden die Volksmassen zu entflammen. Somit rieth man ihm, Unterricht in der deutschen Sprache zu nehmen.

„Wenn wir nicht gesiegt haben, so hat dies lediglich daran gelegen, daß Miroslawski ein Pole war und nicht genug deutsch verstand, um sich als Anführer dem tapfern Heere verständlich zu machen.“

Dem letzten Argumente konnte der Lord nicht widerstehen; er sah sich schon als siegreicher Feldherr im Triumph von einem Ort zum andern ziehen.

Simon wurde nun sein Sprachlehrer, aber sein Schüler machte nur sehr geringe Fortschritte.

Es lag auch eigentlich keinem von allen Flüchtlingen, die sich um die Bekanntschaft und Gunst des Lords beworben hatten, am Herzen, daß er Fort-

schritte in der deutschen Sprache mache, er interessirte sie weniger, als seine Dejeuners, Dinners und Soupers, wo er es, als ein Feinschmecker, seines Gaumens wegen und aus Ostentation, nicht an Leckerbissen und köstlichen Weinen, nicht an Beefsteak, Pumpbuding, Ale und Porter fehlen ließ.

Der Lord ging bei diesen lukullischen Mahlen seinen Gästen mit einem guten Beispiele voran, obgleich man ihnen unrecht gethan hätte, wenn man ihnen den Vorwurf hätte machen wollen, daß sie sich hätten nöthigen lassen. Sie warteten dies nicht ab, bedienten sich lieber selbst, langten in die aufgetragenen Schüsseln, und entforckten die vollen Flaschen. Die Folge davon war, daß der Lord oft an Indigestion litt, da erbot sich aber gleich D'Estier, der sich der Arzneikunst gewidmet, und sie nur, während der Umwälzung des Vaterlandes an den Nagel gehangen hatte, ihn zu heilen, und er ergänzte dabei den Unterricht eines Brasß über einzelne Scenen der großen Revolution, und verschaffte dem Lord davon einen anschaulichen Begriff, da er sie skizzirt und dadurch illustriert hatte.

Der Lord hatte bedeutende Summen zur Anschaffung von Munition und Waffen gespendet, und er wurde immer von einem Tag zum andern vertröstet, daß der Plan im Werke sei, mit einer bedeutenden Schaar die Schweiz zu verlassen und wieder auf deutschem Grund und Boden mit günstigerem Erfolge die unterbrochene Umwandlung Deutschlands zu beginnen. Doch auch dieser Versuch mißglückte bei dem ersten Signal zu einem neuen Kampfe, die begeisterten Freiheitshelden suchten sich durch die Flucht zu retten.

Diese Hiobspost kam den deutschen Emigranten sehr ungelegen, obgleich sie es bei großen Worten ließen, und sie fingen an auf thätige Vorbereitungen zu einem neuen Kreuzzug gegen die Royalisten zu denken, da sie fürchteten, daß der dem Lord künstlich eingepflichtete Enthusiasmus abgekühlt sei und er den sehr unsichern und gefährlichen Weg, sich berühmt zu machen, verlassen und einen anderen einschlagen würde, wo er ihrer entbehren könnte.

(Schluß folgt.)

Die drei Rosen.

An das Fräulein Sophie v. Arnstädt.

Drei Rosen blühen auf des Lebens Weg,
Die eine weiß, wie frisch gefallner Schnee,
Die andre glüht im höchsten Infarnat,
Die dritte borgt von beiden ihre Farben,
Den Guten labt ihr süßer Balsamduft,
Und nur dem Leichtsinn und dem Frevel rüht
Ihr scharfer Dorn die Finger strafend blutig.

Der Unschuld Rose strahlt im zarten Weiß,
Sie ist der Jungfrau süßliches Geschmeide;
So lange sie am Busen lieblich blüht,
Kann nie das Herz ein gift'ger Pfeil verwunden.
Sie ist der Tugend ächter Talisman,
Sie schützt vor Reu' und Lebensüberdruß,
Und wehet Trost dem frommen Dulder zu,
Wenn unverschuldet ihn ein Kummer drückt.


O, wahre sie an Deiner zarten Brust,
Und ihre hellen Blätter werden Dich
Wie eine Himmelsglorie umstrahlen.
Der Liebe Rose glüht in Purpurglanz.
Vor allen Blumen ragt sie schön hervor,
Ihr Wohlgeruch erfüllt umher die Luft.
Doch nur des Lebens Frühling sieht sie blühen,
Denn ach! der schnelle Flug der Blütenzeit
Reißt ihre schönsten Blätter mit sich fort.
O, möchte bald ein edler Jüngling Dir,
Die heitre Stirn mit dieser Rose kränzen.

Die dritte Rose blüht zwar minder schön;
Doch liebreich hat die freundliche Natur
Sie mit dem Weiß der Unschuld ausgestattet,
Und zart der Liebe Roth darein gemischt,
Ein sühlend Herz hat sie der Freundschaft einst
An dem Altar der Sympathie geheiligt.

Sie blüht auch in des Lebens spätem Herbst;
Hat Frost und Sturm die Haine schon entlaubt,
Der Wiesen Schmelz, der Gärten Farbenpracht
In Schnee verhüllt, entfaltet sich bescheiden
Aus dunkelm Moos die blätterreiche Knospe;
Sie ist das Sinnbild der Beständigkeit.

Kurzer Prozeß.

(Schluß.)

 eide, der Hausknecht und das Mädchen
setzten davon ihren Brodherrn in Kenntniß, und
äußerten dabei, daß dadurch die Sicherheit des Hauses,
das Eigenthum, wohl gar das Leben ihres guten
Herrn gefährdet sei, „und wenn ich,“ setzte das

Und schließt der Lieb' und Unschuld zarte Rose
Der Sarkophag des Sanftverklärten ein,
Befränzt sie noch des Freundes heil'ge Urne.

Bestimmung des Menschen.

Es liegt tief in des Menschen Brust
Ein Wunsch nach Licht und Klarheit,
Er flücht die Nacht, es forschet mit Lust
Sein reger Geist nach Wahrheit;
Die Zukunft, die kein Strahl erhellt,
Will kühn sein Blick ergründen,
Er sucht den Weg von dieser Welt
Zum Geistesreich zu finden.

Es weidet sich sein offner Blick
Am Lieblichen und Schönen,
Er schöpft ein nie versiegend Glück
Aus Farben und aus Tönen,
Er huldigt früh mit reinem Sinn
Der Schöpfung Harmonieen,
Zur Schönheit ziehts ihn mächtig hin,
Und Herz und Wange glühen.

Und dieser Trieb nach Wahrheit reißt
Ihn aus der Sinne Schranken,
Beseelet ihn, ein guter Geist,
Zu heiligen Gedanken,
Dann tritt in innigsten Verein
Das Schöne mit dem Wahren,
Im Lebenstaumel, gut und rein
Das Herz ihm zu bewahren.

Drum laßt mit schwärmerischer Glut
Der Schönheit uns erfreuen,
Und uns mit hohem Forschermuth
Dem Dienst der Wahrheit weihen;
Sie zieh'ns uns hier schon himmelwärts,
Mit ewig neuem Muthe
Denkt frei der Geist, schlägt froh das Herz,
Wir wollen nur das Gute.

R. M.

Mädchen hinzu: „einen solchen Verdacht als zu lieblos, da er mit nichts zu beweisen ist, nicht hegen mag, um mich nicht zu versündigen, so ist doch das ruchlose Wegwerfen von noch brennenden Cigarrenstummeln und Zündhölzchen in der Nacht auf den Dielen vor der Treppe, auf dieser, und auf dem Hausflur gefährlich; wie leicht kann dadurch Feuer entstehen.“

Herr P... ging nun zu seinem Miether, stellte ihn darüber zur Rede, wie er seine ihm erwiesene Vergünstigung gemißbraucht, sein ihm gegebenes Wort, unter welcher er ihm den Hausschlüssel anvertraut, gebrochen habe, und forderte den Hausschlüssel zurück.

Der Commis weigerte sich hartnäckig, diesem Verlangen zu genügen, und sagte trozig:

„Ich will doch sehen, wer mich dazu zwingen kann!“ Er entfernte sich, und eilte zu dem Kaufmann S..., dem er empfohlen war, und mit diesem kehrte er zu Herrn P... zurück.

Der Kaufmann S... nahm sich des ihm Empfohlenen mit großem Eifer an, und wollte Herrn P... beweisen, daß er kein Recht habe, den Schlüssel zurück zu verlangen, und der Commis Heiner wurde nur noch impertinenter.

Da riß dem Herrn P... der Geduldsfaden, und er sprach: „Uebermorgen ist der erste, und Sie, Herr Heiner, behalt' ich nicht eine Minute länger in meinem Hause, wenn Sie mir auch zehn mal mehr Miethe geben wollten.“

Es entgegnete der Beschützer des reisenden Commis: „das geht nicht: dann hätten Sie ihm früher die Miethe kündigen müssen.“

„Früher? dazu bin ich nicht verpflichtet, wenn ein Miether sich so betragt, wie der Herr hier, und ich erkläre Ihnen und ihm, wenn er mir nicht den Schlüssel auf der Stelle zurückgibt, so weiß ich was ich thun werde.“

„Was wollen Sie denn thun?“

„Ich werde ihn auf der Stelle mit seinen sieben Sachen aus dem Hause werfen lassen. Darauf können Sie sich verlassen, und nun machen Sie, daß Sie fort kommen, damit es Ihnen nicht auch so geht; was mischen Sie sich in Dinge, die Ihnen nichts angehen?“

„Er ist mir dringend empfohlen, Herr P...“

„Auch wenn er sich so impertinent betragt?“

Er öffnete die Thüre und rief mit lauter zorniger Stimme „Gottfried!“

Dieser erschien.

„Ich rath' Ihnen wohlmeinend Herr S.“ sprach er zu dem Kaufmann, „in Güte zu gehen, damit ich nicht mein Hausrecht gebrauchen muß. Diese magna carta haben wir schon lange ohne ein bestimmtes Gesetz, aber keine, die ein sicheres

Asyl für Mörder, Räuber, Diebe und loses Gesindel ist, und worüber sich jeder rechtschaffene Mensch schämen müßte, wenn er nur einen Augenblick daran hätte denken können.“

Herr P... glühte vor Zorn feuerroth und seine Lippen sprühten Feuer, seine rechte Hand ballte sich zur Faust. Herr S., der Beschützer des Commis, wollte es nicht auf's äußerste ankommen lassen, er machte rasch eine retrograde Bewegung aus dem Zimmer, eilte die Treppe hinab und aus dem Hause.

„Nun Herr! heraus mit dem Schlüssel!“

„Ich hab' ihn nicht!“

„Nicht? Wo ist er denn?“

„Ich hab' ihn einem guten Freund gegeben, der mich heute Abend um elf Uhr besuchen will, um keine Störung zu verursachen.“

„Faule Fische! Gottfried! Sucht ihn. Er wird sich schon finden.“

Gottfried ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er packte den Commis, drückte ihn mit seinen dicken Fäusten an die Wand und schrie:

„Heraus mit dem Schlüssel!“

„Ich hab' ihn nicht,“ winselte der so unsanft Gepreßte.

„So halt' ihn fest, daß er nicht ent schlüpft,“ sprach Herr P..., und das Mädchen rufend, sagte er zu dieser, geh' geschwinde zu dem Polizeibeamten des Reviers, es ist nicht weit, und bitt' ihn in meinem Namen, er möchte sogleich sich zu mir bemühen, oder wenigstens einen seiner Unterbeamten schicken.“

Lassen Sie das, bester Herr P..., stammelte der Commis, griff in die Tasche, und den Schlüssel herausziehend, sagte er:

„Hier ist er!“

„Den will ich zwar behalten, aber Sie nicht eine Stunde länger! Sie müssen aus meinem Hause. Ihr Freund Herr S... wird schon für Sie sorgen. Schreiben Sie ihm ein Paar Zeilen, und bitten Sie ihm, daß er Ihre Habseligkeiten abholen läßt. Nur seinen Besuch verbitt' ich mir. Sie sind mir nichts schuldig; ich weiß nicht, ob mein Mädchen Auslagen für Sie gemacht hat, groß werden sie nicht sein, und ich werde sie ihr ersetzen, damit ich Sie nur los werde. Glauben Sie, daß Ihnen zu viel geschieht, so steht es Ihnen frei, mich zu verklagen. Uebrigens werd' ich, sobald Ihr

würdiger Gönner Ihre Sachen abholen lassen, und ich Ihnen gezeigt habe, wo der Zimmermann die Thür gelassen hat, der Polizei gleich Anzeige machen, daß Sie und warum Sie nicht mehr bei mir wohnen, wohin Sie gezogen sind, kann ich freilich nicht bestimmt angeben, aber ich werde bemerken, daß Sie wahrscheinlich bei Ihrem Beschützer Herrn S... ein Unterkommen, oder doch durch seine Vermittlung ein anderes gefunden haben, das Ihnen mehr zusagt."

Es kam auch bald ein baumstarker schmutziger Kerl in zerlumpten Kleidern, mit großem Schnauz-, Backen- und Kinnbart, mit einem Handwagen versehen. Die Habseligkeiten des Commis wurden darauf gepackt; der Commis folgte dem Handwagen. Beim Weggehen wandte er sich noch an das Mädchen und sprach:

"Ich bin ja noch in Ihrer Schuld."

"Es macht —"

"Das ist zu weitläufig! Hier, das wird wohl mehr als hinreichend sein."

Er gab ihr einen blanken Thaler.

Auf die Abmeldung von Seiten des Rentiers P... wurde die Polizei aufmerksam; dieser darüber noch näher vernommen. Der Kaufmann S... hatte den reisenden Commis zwar eine Nacht ohne ihn zu melden beherbergt, wofür dieser in eine Geldstrafe verfiel, seinem Schützling dann aber eine andere meublirte Wohnung ermittelt, wohin er gezogen war. Nach Verlauf von einigen Tagen mußte dieser sich vor der Polizeibehörde stellen, es ergab sich, daß er keineswegs ein reisender Handelsgeselle, sondern ein Mitglied einer Handelsgesellschaft war, die aus Agenten einer Gesellschaft bestand, welche Geschäfte mit leeren Schwindeln betrieb. Sein Paß war auf einen falschen Namen ausgestellt, er heißt eigentlich Nepomuk Zigmann. Er wurde im Stillen unter Escorte eines Polizeibeamten mit dem Bedeuten über die Gränze gebracht, falls er sie wieder zu überschreiten wagen sollte, man ihm der Sicherheit wegen ein freies Quartier, doch ohne Schlüssel auf unbestimmte Zeit anweisen würde.

J. F.

Feuilleton.

Herzog Karl der Kühne von Burgund führte in seinen Fahnen einen Feuerstahl und einen Feuerstein sammt zwei kreuzweise gelegten Holzsplittern. Als er nun in der Schlacht bei Nancy gegen den jungen Herzog Renatus von Lothringen mitten im Winter bei einer heftigen Kälte eine gänzliche Niederlage erlitt und selbst sein Leben auf dem Schlachtfelde einbüßte, wurde eine von den Fahnen dem siegenden Herzoge überbracht, der sie mit den Worten empfing: „Sürwahr, dieser unglückliche Herr hat, da er sich wärmen wollte, nicht so viel Zeit gehabt, sein Feuerzeug zu gebrauchen.“

Eine seltsame fixe Idee hatte die 1688 verstorbene Fürstin von Siebenbürgen, Anna von Apafy, geborne Bornemisza. Sie hielt alle Fliegen für Hexen und konnte sie keineswegs ausstehen; darum mußte jedes Haus, ehe sie es mit ihrem Besuch beehrte, durch die Diener von den Fliegen gereinigt werden. Hätte sich eines dieser Insekten auf ein Hausgeräth niedergelassen, so erkannte sie

es durch den Geruch; deshalb mußten ihre Hausleute stets andere Tische, frische Servietten, Teller und Eßgeräth in Bereitschaft haben. Nur einige Tage vor ihrem frommen Lebensende ward sie von dieser folternden Einbildung befreit.

Ein probates Hausmittel. „Was sagen Sie dazu, der Kornhändler Levin Silberstrut, den wir Alle für so reich gehalten, hat sich für bankrott erklärt?“ fragte ein Kaufmann einen andern auf der Börse.

„So? — das wundert mich nicht; ich hab's kommen sehen.“

„Sie? — ich hätte mir eher des Himmels Einfall denken können, als diesen Bankrott.“

„Es ist ja nicht das erstemal. Er verordnet sich immer selbst einen Bankrott, wie ein Arzt einem Patienten ein Remedium; es ist eine Kur, nach der man wieder frisch und gesund erscheint.“

— ch —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Neumann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.